

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

G. Steinhardt: Aus Treuenbrietzen. Erinnerungen aus dem 18. Jahrhundert.

Aus Treuenbrietzen.

Erinnerungen aus dem 18. Jahrhundert.

Von G. Steinhardt.

Auf der Suche nach alten Innungsschriften erhielt ich von dem Obermeister der Treubrietzener Leinenweberinnung ein Musterbuch vorgelegt, das sich in der Familie des Obermeisters Brumme fortgeerbt hat. Um das Jahr 1750 angelegt und bis 1772 fortgesetzt, enthält es die selbstgezeichneten Muster für die Handweberei nach Art des bekannten Johann Sibmacherschen „Stick- und Spitzen-Musterbuchs von 1604*“, daneben aber auch handschriftliche Aufzeichnungen aus der Zeit um 1750. Zwischen den Notizen über die Zahl der zur Herstellung der Muster auf dem Webstuhl einzuziehenden Fäden stehen Sprüche, Betrachtungen und Verse, deren Auswahl einen Einblick in die Seele des Handwerksmeisters gewährt und den Gang der Gedanken erweist, denen er bei seiner beschaulichen Arbeit gern nachhängen mochte, wie denn das Leinenweberhandwerk überhaupt als ein besonders „frommes“ angesehen wurde. (Vergl. Dr. W. Stahl, das deutsche Handwerk.) Bemerkenswert unter jenen Aufzeichnungen ist das folgende, in seiner Kraft und einfachen Schönheit wirkungsvolle Kirchenlied, das wenig bekannt ist und wegen dessen Ursprung und Verbreitung ich mich auf Anraten des Herrn Pastor Trinius in Belzig an Herrn Superintendent Nelle in Hamm, Westph., den bekannten Erforscher des Kirchenliedes nach Text und Musik wandte. Hier folgt zunächst das Lied:

V. 1.

Sagt, waß hilft alle Welt mit allem Gut und Geld.
Alles verschwindt, geschwind, gleich wie der Rauch im Wind.

V. 2.

Was hilft der hohe Thron, waß Scepter und die Kron
Scepter und Regiment hat Alleß bald ein End.

V. 3.

Waß hilft sein hübsch und fein, schön wie die Engel sein,
Schönheit vergeht im Grab, die Rosen fallen ab.

V. 4.

Was hilft Goldgelbes Haar, Augen crystallenklar,
Lefzen korallenroth, Alleß vergeht im Tod.

V. 5.

Waß ist das Güldenstück von Goldzierd und Geschmück
Gold ist nur rothe Erd.***) Die Erd ist nicht viel werth.

*) Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth, Werderstraße 6, 1881.

**) „Rothe Erd“ wahrscheinlich ist Zinnober, Schwefelquecksilber gemeint, das von den Alchimisten bei ihren Versuchen gern verwendet wurde.

V. 6.

Waß ist das roth Gewand, daß Purpur wird genannt,
Von Schnecken aus dem Meer kömmt aller Purpur her.

V. 7.

Waß ist die Seyden Pracht, Wer hat die Pracht gemacht,
Es haben Würme gemacht die gantze seiden Pracht.

V. 8.

Waß seyn denn solche Ding, die wir schätzen nicht gering,
Erdwürm, Koth, Schnecken, Blut ist das uns zieren thut.

V. 9.

Fahr hin, o Welt, fahr hin, bey dir find ich kein Gewinn
Daß Ewig achtst Du nit, Hie hast Dein Erndt und Schnitt.

V. 10.

Fahr hin, leb wie Du wilt, hast genug mit mir gespilt
Die Ewigkeit ist nah, frommeß Leben ich anfah.

Herr Superint. Nelle schreibt nun:

Sag, was hilft alle Welt.

Für dieses Lied kommen folgende hymnologische Werke in Betracht:
1. Fischer, Kirchenliederlexikon, II. 1879, S. 232. 2. Bäumker, Das kath.
deutsche Kirchenlied, II. 1883, S. 317. 3. Zahn, Die Melodie der deut-
schen evang. Kirchenlieder, I. 1889. 4. Monatschrift f. Gottesd. u. kirchl.
Kunst, VI. 1901, S. 95.

Die älteste bis jetzt bekannte Quelle für das Lied ist das katho-
lische Gesangbuch vom Jahre 1623: „Außerlesene, Catholische, Geist-
liche Kirchengesäng... Gedruckt zu Cölln, Bey Peter von Brachel“,
ein Jesuitengesangbuch, wie Bäumker vermutet. Hier steht das Lied so,
daß die beiden ersten Zeilen jeder Strophe von einer einzelnen Stimme
als Frage gesungen werden, auf die dann der Chor mit den beiden
letzten Zeilen die Antwort gibt. Wir sehen da also den Einfluß der
neuen italienischen Musikweise auf das deutsche Volkslied: Wechsel von
Einzel- und Chorgesang.

Durch seine volkstümliche, kernige, derbe, anschauliche Sprache
gewann das Lied die Liebe des evangelischen Volkes so gut, wie des katho-
lischen. Es ging diesem Liede, wie einem anderen von gleich packender,
bilderreicher Sprache aus demselben katholischen Gesangbuche von 1623.
Es ist das Lied „O Ewigkeit, o Ewigkeit, wie lang bist du, o Ewigkeit“
mit seinen 18 Strophen. Auch dieses wurde gern und oft in evangelische
Gesangbücher aufgenommen.

Die Melodie des Liedes „Sag, was hilft alle Welt“, ist nicht mit
in den evangelischen Kirchengesang hinübergewonnen, sondern nur der
Text. Aber in der evangelischen Kirche sind vier neue Melodien zu

dem Liede geschaffen worden. Die älteste steht mit dem Liede in Kaspar Cramers Buche „*Animae sanciatæ medela*“, Erfurt 1641. Sie findet sich dann im Gothaer Cationale, 1648, und in zahlreichen Gesangbüchern der folgenden Zeit, im 19. Jahrhundert noch bei Luise Reichardt, Lagriz und Schöberlein. Eine zweite steht im Gothaer Cationale, III. 1648, und hat eine noch weitere Verbreitung gefunden, als die erste, auch im 19. Jahrhundert noch. Die beiden anderen Melodien haben sich wenig verbreitet. Es mögen leicht 30 bis 40 evangelische Gesang- oder Melodienbücher sein, in die das Lied „Sag, was hilft alle Welt“ mit einer der Melodien Aufnahme gefunden hat. Natürlich steht es in einer weiteren Anzahl von Gesangbüchern ohne Noten. Es ist also im evangelischen Volke weithin bekannt gewesen seit dem Jahre 1641, wo es zuerst in einer evangelischen Liedersammlung auftaucht. Seit es im Jahre 1668 in das Marburger Gesangbuch Aufnahme fand, wurde es in Oberhessen geradezu zum Volksliede und ist das dort bis auf den heutigen Tag geblieben.

Es ist denn auch dem Schicksale der Volkslieder nicht entgangen, mancherlei Änderungen über sich ergehen lassen zu müssen. Schon in Niedlings Handbüchlein, 1655, lautet der Anfang: „Sag an, was ist die Welt.“ Auch sonst finden sich dort einige Abweichungen. Eine ganz abweichende Form dagegen bringt der „Vorrat von alten und neuen christlichen Gesängen“, Leipzig 1673. Doch hat sich diese nicht weiter verbreitet. Im Braunschweiger Gesangbuche von 1661 hat das Lied nach jeder Zeile ein Echo in der Melodie.

Ein Lied ähnlichen Anfangs und gleichen Versmasses möge hier noch erwähnt werden. Es soll den Sigmund von Birken zum Verfasser haben und beginnt: „Sag, was ist diese Welt? Ein Schau- und Spiegelzelt.“ In den 12 Strophen des Liedes wird die Vergleichung der Welt mit einer Schaubühne durchgeführt.

Der Verfasser unseres Liedes ist nicht bekannt. Jedenfalls dürfte er in der katholischen Kirche zu suchen sein. Einige Bücher nennen als Verfasser den Dichter von „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, Johann Matthäus Meyfart. Diese unbegründete Vermutung wird aber durch das Vorkommen des Liedes in dem Brachelschen Gesangbuche von 1623 vollends hinfällig. Tämpel tut denn auch in seinem „Deutschen ev. Kirchenlied des 17. Jahrhunderts“, Band II. (1904), S. 63 ff., wo die beiden Lieder Meyfarts abgedruckt sind, unseres Liedes keine Erwähnung. Es findet sich nirgends in Meyfarts Schriften.

Der Text aus dem Musterbuche der Treuenbrietzener Leinweberinnung stimmt mit dem in den evangelischen Gesangbüchern früherer Zeit allgemein verbreiteten, ausgenommen die Orthographie, überein. In die pietistischen Gesangbücher hat das Lied nur wenig Aufnahme ge-

funden. Heute mag es kaum noch in einem Gesangbuche vorkommen. Auch im neuen Hessen-Kasseler steht es nicht.

Hamm i/W.

Superintendent Nelle.

Unter den sonstigen Aufzeichnungen des Musterbuches sind allenfalls noch folgende mittheilenswert:

Der Geiz ist seine eigene stiefmutter in dem der Geitzige niemand was zu gute Thut, auch ihm selbst nicht. Ja er ist einem Esel gleich, der Brodt und Weine auf dem Rücken trägt und seine doch nicht genießt, oder einem Kettenhund, der bey einem Schatz liegt und denselben bewacht, aber doch weder selbst etwas davon genießt noch anderen genießen läßt.

Niemand ist elender Alß der Alles hat und doch nichts hat, Ich will sagen, der sich seines großen Vermögens nicht zu gebrauchen weiß, Und niemand ist glückseliger als der nichts hat und doch Alles hat, daß ist, der bei seiner Armuth dennoch sein nothdürftiges außkommen hat. Drum hüte Dich vor Unvernügsamkeit, denn bist Du mit Gott in deme Zustande zu finden, so kann Dich kein Unfall oder Unglück kränken.

V. 1.

Waß hilft Dier mensch Dein Ungeduld
Wenn es Dir Übel geht
Du hast es ja vielmahl verschuld
Wenn Dier ein Creutz zusteht
Daß leiden ist ietzt gar gemein
Du kanst allhier nicht fröhlicht sein/gedult.

V. 2.

Wolt ihr nun wissen wer ich bin
Ich bin das unglieks Kiend
Lief ich gleich weit wo will ich hin
Keine Lust ich nirgenß find
Scharrt man nicht in die Erd hinnab
Das Ungliek folgt mir bis inß Grab/gedult.

V. 3.

Waß ich nun täglich essen muß
Vermischt mit Wermuth Saft
Das ist ein speise mit Verdruß
ein Labsal ohne Kraft:
Daß ist voll heißer Tränen mein
Wormit mein Ungliek ich beweine/gedult.

V. 4.

Die Freude sich nie zu mir gesellt
Kein Lust ich nirgendß fiend,
wohl unter dem blauen Himmelszelt

Bin ich daß unglückß Kind:
Die Thränen von den Wangen rinnen,
mein Unglück wollt ich Keinem gönnen/gedult.

V. 5.

Es neidt und hast nicht Jeder man,
hat er mich kaum ersehn,
Und wo man mich verfolgen kan
Da ist es schon geschen
Ein jeder Mensch der bringt mir Noth,
und wünscht mir auch gleich selbst den Todt/gedult.

V. 6.

Jetzt beyst Eine giftige Schlange nicht
ietz sticht ein Scorpion,
leg ich nicht Jedermann zu Fuß,
Verfolgung ist mein lohn
daß ist inwar die wohlthat mein
Womit mein Unglück ich beweine/gedult.

V. 7.

Wohlan ich habe nicht Resolvirt
zu leiden waß ich kann,
waß mir mein Gott zuschicken wird
nehm ich geduldig an
In allem Creutz Trübsal und Pein
will Gott allzeit mein beystand seyn/gedult.

Des folgenden Spruches Sinn ist nicht recht verständlich. Es scheint mehr auf den Gleichklang — beten, bäten (Betten?), Boeten (Beete) u. s. w. — abgesehen zu sein; also mehr Wortspiel als Sinn-spruch, oder die zusammenhanglos aneinandergereihten Sätze sollen nur Beispiele zur Rechtschreibung der ähnlich lautenden Worte abgeben:

Christen beten sowohl in Heusern auf bäten¹⁾ und Federbötten²⁾ als in Felde auf denen Äcker Beeten, bey denen Datteln ist nur die Harte schale zu Tadeln.

Etliche Schock Garben Korn Aeren sind Ehren Werth.

Seid Adam fiel sind viel Sünden Strafen zu fühlen.

Von denen Vättern schreiben Gelehrte Federn Viel Gutes.

Bemerkenswert ist die ungemein saubere und deutliche Handschrift, der die Sorgfalt anzusehen ist, die auf eine ruhige und schöne Niederschrift verwendet wurde.

¹⁾ Böden?

²⁾ Betten?

Kleine Mitteilungen.

Lehrbrief von 1789. Durch Zufall bin ich in den Besitz eines Lehrbriefes gekommen, der, einem meiner Vorfahren ausgestellt, unbeachtet im Sparrwerk eines Hauses in Luckau (Lausitz) steckte. Der Brief, auf Pergament farbig kunstvoll gemalt, ist 38 × 61 groß und enthält an einer Goldschnur in einer Siegelkapsel das Handsiegel des Ausstellers. Sein Inhalt lautet:

Ich Karl Gottlieb Krüger
Bürger Kauf und Handelsman

in der Churfürstl: Sächs: Stadt Sorau im Marggraffthum Niederlausitz; Urkunde und füge hiermit jedermännlichen zu wissen, daß Vorzeiger dieses Johann August Gotthelf Stülpner von Luckau in der Niederlausitz gebürtig, mir Fünff Jahre lang nacheinander, nemlich von Weynachten 1784. bis dahin 1789. in meiner Schnitt-Handlung und Verrichtungen vor einen Handlungs Burschen gedienet, auch sich solcher Zeit, from, treu, und gehorsam verhalten, über dasjenige so er unter Händen gehabt, jedesmahl aufrichtige und redliche Rechnung gethan, meinen Nuzen jederzeit nach Vermögen gesucht, und in allen Begebenheiten sich dermaßen bezeiget, daß ich und die Meinigen vollkommen wohl mit Ihm zufrieden gewesen. Nachdem er aber sich weiter etwas zu versuchen Verlangen getragen, und bey mir, sowohl um Erlaßung seiner Dienste, als auch um Ertheilung eines ehrlichen und beglaubten Abschiedes gebührend Ansuchung gethan; So habe solchen seinen billigen Begehren nicht entstehen mögen; vielmehr ergethet bey gegenwärtiger Ertheilung deßelbigen an jedermännlich, besonders aber, an Kauff und Handels Herren, mein Dienst und freundliches Bitten, Sie wollen dieser meiner wahren Kundschaft vollkommenen Glauben geben, ernanten Johann August Gotthelf Stülpner seiner mir geleisteten treuen, ehrlichen, Dienste und Wohlverhaltens halber, allen geneigten Willen erzeigen, und Ihm dieser meiner Recommendation zu Beförderung seiner Wohlfarth fruchtbarlich genüßen lassen. Solches wird Er nicht allein selbst mit schuldigster Dankgefißtheit erkennen, sondern auch ich, um einen jeden nach Standesgebühr zu verschulden, werde gantz willig und bereit seyn. Zu mehrerer Beglaubigung habe diesen Lehr-Brief und Testimonium eigenhändig unterschrieben und mit meinen Petschaft wißentlich bekräftiget. So geschehen in Sorau den 26.ten December nach CHRISTI Geburth im Ein Tausend Siebenhundert und Neun und Achtzigsten Jahre. : Carl : Gottlieb : Krüger :

R. Scharnweber.

Patenbrief von 1806 aus Luckau. Wie sehr sich die Einladungen zur Übernahme einer Patenschaft in hundert Jahren verändert haben ist aus folgendem Einladungsschreiben ersichtlich. Die Aufschrift lautet:

Gevatter Invitation

an

Die Ehrengedachte, Sitt- und Tugendbelobte Jungfer Johanne Christiane Riech, des Meister Joh. Gotthelf Riechs, ehrbaren, angesehenen Börgers und Riemers allhier eheleibl. einzige Jungfer Tochter

und der Inhalt:

Vielgeehrteste Freundin!

Es hat dem allgütigen Gott gefallen, uns Eltern am 10. Oct. mit einem jungen Töchterl. zu erfreuen. Da es nun unsere Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß auch dies unser neugebohrnes Kind durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Kirche Jesu feyerlich aufgenommen werde, und zu dieser heiligen Handlung christliche Zeugen erforderlich sind; so haben wir aus besonderem Zutrauen Sie zu unsers Kindes Taufzeugen und Pathen erwählet, mit dienstfreundlicher Bitte, morgen, den 15. May um

3 Ubr in hiesiger Hauptkirche persönlich zu

erscheinen, unser Kind in einem andächtigen Gebeth seinem Gott und Vater zur steten Aufsicht und Leitung zu empfehlen, und Zeuge zu seyn, daß auch an ihm der Befehl Jesu vollzogen, und es auf den Glauben an den Gott, den es dereinst bekennen und verehren soll, getauft ist.

Diese Liebe und Freundschaft werden wir Eltern gewiß mit dem schuldigsten Danke erkennen.

Ich verbleibe

Luckau, am 14 October 1806. Ihr ergebenster Freund und Gevatter

Karl Gotthelf Hanke;

Bürger und Huthmachermeister

in der S. V. *)

R. Scharnweber.

Sog. Feuersegen. In Kolkwitz bei Kottbus wurde beim Erweiterungsbau eines Hauses in einem Dachbalken eingeschlossen ein Zettel aus Pergament mit folgender Inschrift gefunden:

† Corpe ††† Messini ††
 Emanuel †† Horten queso †
 † Rar † Znat † . . . , na †
 † Apient † Ebert † em
 Gurt † Savaoth †† Messias
 † Emanul † Adonay †
 † † †

Auf Wunsch des Besitzers wurde dieser Glück bringende und Unglück fernhaltende Talisman wieder einem Balken in der Giebelwand anvertraut und war dadurch sein Erwerb unmöglich gemacht. Genaue Nachbildung des Originals ist dem Märk. Museum übergeben. Scharnweber.

Vorgeschichtliche Fundstätten. 1. Bei dem Dorfe Himmelpfort (Kreis Templin) ist der Haussee gelegen und mit ihm, nördlich, durch eine Wasserstraße verbunden der oft stürmische Moderfützsee. Wo dieser Zugang beide Seen verbindet, dehnt sich in nordöstlicher Richtung, aus einem Berg Rücken bestehend, die Halbinsel oder, wollte man märkisch reden, das Horn von Pian aus. Auf ihrem westlichen Abhang, der nach dem Moderfützsee abfällt, hat eine Glashütte gestanden, von der man noch Glasschlacken (? und verkohltes Holz) in der Erde sieht. Hier in dem weißen Sande, der

*) Sandower-Vorstadt.

dort bloß liegt und vom Winde getrieben wird, finden sich (1904) sehr viele geschlagene Feuersteinspäne, darunter recht scharfe, und andere Bruchstücke, auch Teile von Mutterknollen mit Schlagmarken. Die große Menge der Späne deutet auf eine alte Feuersteinwerkstätte hin. Gleiche Bruchstücke von Menschenhand finden sich, jedoch mehr vereinzelt, weiterhin bis zur Spitze der Landzunge, und auch auf dem südöstlichen Abhang des Bergrückens, der nach dem Haussee abfällt. Im ganzen dehnt sich die Fundstelle ihrer Länge nach etwa 400—500 Schritt aus. Auch vorgeschichtliche Scherben, jedoch nur geringfügige kleine Stücke, ohne besondere Merkmale, fand ich auf der Fundstätte bei der ehemaligen Glashütte vor. Einzelne stammten von innen wie außen sehr gut geglätteten Tongefäßen her. Zu bemerken wäre noch, daß Mutterknollen von Feuerstein in der hiesigen Gegend nicht selten zu sein scheinen, und daß Kinder die zuerst erwähnte Fundstätte ausbeuten. Diese Fundstelle bei Pian erinnerte mich an eine nur noch reichlicher ausgestattete alte Feuersteinwerkstätte in der Neumark, in der Gegend zwischen Pinnow und Schönwalde (Kreis Weststernberg), die ebenfalls auf einem sandigen Bergabhang über einem See, dem Kuchenteich, gelegen ist. (Zeitschr. f. Ethnol., Verh. 1897, 436.)

2. Im Jahre 1902 oder 1903 fand ich bei einem Ausfluge in die Gegend von Lychen am Großen-Lychen-See, und zwar am westlichen Ufer desselben, etwa halbwegs? zwischen der Försterei Woblitz und dem Geländeinschnitt südlich Bohmshof einen (oder mehrere?) bearbeitete Feuersteinsplitter. Da von anderen bereits früher Feuersteinspäne oder dergleichen gefunden wurden auf dem östlichen Ufer oder wenigstens auf einem der Eilande dieser Seite, so erhellt daraus mit einiger Gewißheit, daß der See sehr vorzeitig auf beiden Ufern besiedelt war.

3. Beim Dorfe Zootzen (Kreis Templin), das aber weiter landeinwärts auf der Höhe gelegen ist, befindet sich eine Holzablage unten am Ufer der Havel, die hier, von dem sehr großen Stolpsee kommend, in malerischen Windungen nach Bredereiche sich hinzieht. Unweit dieser Holzablage führt ein Fahrweg nach Zootzen den Berg hinauf. Auf dem Gelände der Holzablage fand ich (1904), im Sande, geschlagene Feuersteinsplitter und sehr kleine, nicht weiter zu bestimmende Scherben von vorgeschichtlichen Tongefäßen. Da die Scherben nicht allzuweit vom Ufer entfernt liegen, so geht daraus hervor, daß zu der Zeit, wo sie bearbeitet wurden oder sonstwie liegen blieben, die Havel damals nicht sehr viel höher gestanden haben kann als heute, vorausgesetzt: Scherben und Splitter haben immer hier unten gelegen und sind nicht irgendwie von höheren Stellen hierher gelangt, was weiteres Nachsuchen feststellen würde. Jedenfalls war hier oder in der Nähe eine Ansiedlung.

4. Eine Art Feuersteinwerkzeug fand ich (1904) weiter oben in der Kiefernheide vor dem Dorfe Zootzen, nahe dem vorher erwähnten Wege.

5. Mehrere alte Leute in Zootzen teilten mir mit (1904): „1848 brannte das Dorf ab.“ Nördlich von Zootzen nach dem Stolpsee zu liegt das „Neuland.“ „Hier lag früher das alte Zootzen. Das ist aber untergegangen, wohl in Kriegen. Der König Fritz hat dann das jetzige Zootzen aufgebaut. Beim Pflügen auf Neuland sind Töpfe und Knochen und Asche gefunden

worden, aber nichts mehr davon erhalten.“ Also ist dort eine Fundstelle mit Überresten von Leichenbrand und Totenurnen eines vorgeschichtlichen Friedhofs.

„Früher war ein See bei Zootzen, der ging bis an die (jetzige) Dorfstraße und hieß Babensee. Jetzt ist nur das große Babenbruch davon da“. Ich sah Torf (?) dort stehen, Heu wurde gemacht und abgefahren.

6. Einzelne Feuersteinstücke, die auf Bearbeitung hindeuteten, fand ich nordwestlich bei Zehlendorf, in der Kiefernheide, die sich von Zehlendorf bis zur Krumpfen Lanke hinzieht.

7. Auf einem Acker des Geländes Wentdorf, das nördlich dem Dorfe Kaputh (Kreis Zauche-Belzig) jenseit der Havel liegt, fand ich (1903) vorgeschichtliche Scherben, aber solche, die der Zeit vor der wendisch-slavischen Herrschaft in Norddeutschland angehören.

8. Auf dem Gelände zwischen Zehlendorf und Klein-Machnow (Kreis Teltow) ist in der Nähe des neu erbauten (1904) Elektrizitätswerkes am Teltow-Kanal eine Fundstelle. Einige hundert Schritt westlich vom Neubau führt zwischen zwei alten und durch ihre Schönheit auffallenden Eichen ein Weg über den Buschgraben, welcher letzterer von Zehlendorf kommend weiter südlich in den Kanal fällt. In der Verlängerung dieses Weges, etwa 50 Schritt östlich von den beiden Eichen, fand ich (1904) vorgeschichtliche kleine Scherben, die keinerlei Merkmale aufwiesen, nur daß sie vor-slavisch erschienen. Auch bearbeitete Feuersteinsplitter lagen zwischen den Scherben. Ebenso Holzkohlenstückchen und verrostete Eisenteile, die aber wohl neueren Ablagerungen angehören. Ob die Fundstätte sich weiter ausdehnt und ob ganze Gefäße noch in der Erde sind, steht dahin.

Vorgeschichtliche Funde von Teltow und Klein-Machnow sind bekannt; von Zehlendorf wohl anzunehmen. Dann wären in dem genannten Gelände vier Friedhöfe der Vorzeit nachweisbar, und demgemäß auch Ansiedlungen und Ortschaften. Denn daß die germanischen Ansiedlungen, fassen wir diesen Zeitraum ins Auge, wenn auch die Gehöfte vereinzelt lagen, Dörfer bildeten, geht schon aus ihrer geordneten Gemeindefelderwirtschaft (Tacitus Germ. 26) hervor. Es müssen auch überall zwischen den Gehöften, wenn sie vereinzelt lagen, Wege durch Wald und Gestrüpp geführt haben, um die Ernte auf den vollen Austwagen heimfahren zu können. Zudem ist wahrscheinlich, daß vormals, sagen wir im Jahrtausend vor Christus, der Weg bei den beiden Eichen schon vorhanden war. Einmal scheint das dortige Wiesen- oder Sumpfgelände solche Richtung vorzuschreiben, dann aber mußten die Gehöfte oder Ortschaften Verbindungswege haben, auch lassen sich für die vorgeschichtliche Zeit solche Landwege, die noch heute bestehen, anderweit mit einiger Sicherheit nachweisen. Denn wo im Altertum größere Friedhöfe und Ortschaften waren und noch heute ebenda Dörfer und zugehörige Landwege sind, ist anzunehmen, daß auch im Altertum solche Wege waren. Was könnte mancher unserer Landwege erzählen, der vielleicht Jahrtausende sah und den wir kaum noch der Beachtung wert halten. Bei Zehlendorf waren also an einer vierten Stelle noch Bewohner, wo heute keine mehr sind.

Vielleicht darf für die anfängliche Gründung vieler unserer Dörfer auch ein

*) (alte Landw. auf Zootzen -)

rein landwirtschaftlicher Grund geltend gemacht werden. In einigen Dörfern, vormals mit Gemeindefelderwirtschaft, die ich kennen lernte, liegt der gute oder beste Ackerboden um das Dorf herum, weiterhin kommt der schlechte, dann der Wald als Abschluß. So lagen in solchem Fall die Verhältnisse auch in der wendisch-slavischen Zeit. Nun sind aber unzählige der heutigen Dörfer nicht slavische Gründung trotz der slavischen Namen, sondern sind Jahrhunderte vorher germanische Ansiedlungen oder Ortschaften gewesen, wie die bei ihnen gelegenen germanischen Friedhöfe urkundlich erweisen. Die slavischen Namen erhielten sie, als Norddeutschland unter der Herrschaft der Wenden stand. Da der deutsche Germane sehr wesentlich auch Landmann war, werden die alten Ansiedler neben der Rücksicht auf Wasser und anderen Gründen, ursprünglich sich wohl da niedergelassen haben, wo sie den besten Ackerboden in der Nähe hatten. Diesen Blick hatte der Landmann in Jahrtausend vor Christus sicherlich ebenso wie im Mittelalter und wie heute. Dazu kommt noch, daß er voller Naturmensch war, mit geschärften Sinnen für die ihm wichtigen Erscheinungen. Daß vormals die Dörfer viel kleiner waren, ist bekannt genug, hatten doch selbst geschichtlich hervorragende Städte nicht mehr Einwohner als heute manche Dörfer. Daß aber an manchen Orten auch in germanischer Zeit die Bevölkerung nicht so sparsam saß, deuten einzelne sehr ausgedehnte Gräberfelder an, die durch eine Reihe von Jahrhunderten fortlaufend sich hindurchziehen und schon dadurch beweisen, daß die Bevölkerung lange seßhaft war.

9. Auf der Klein-Machnowschen Feldmark, in dem Dreieck zwischen der Berlin-Potsdamer Eisenbahn, der Straße von Zehlendorf nach Kl. M., und dem Spandauer Weg, am östlichen Rande der Klein-Machnower Forst, liegen die Mareien-Püle, wie der Schäfer von Kl. M. u. a., Meierei-Pfule, wie die Straubitzsche Karte vom Grunewald sie nennt. Es sind fünf Vertiefungen, von denen die zwei nördlicheren trocken sind, die drei anderen noch Wasser haben. Bei dem einen der beiden trocknen Pfuhle, und zwar dem, der ostwärts gelegen ist, finden sich vereinzelt vorgeschichtliche Scherben. Sie liegen zwanzig Schritt nördlich vor seinem Westrande.

Nachträglich habe ich im Monat Juli 1905 noch zwei vorgeschichtliche Fundstätten bei Zehlendorf aufgefunden.

10. Von der Alsenstraße in Zehlendorf führt durch die Zehlendorfer Heide (jetzt Eigentum einer Baugesellschaft) in nordwestlicher Richtung der Zinnowweg bis fast an die Krumme-Lanke. In der Verlängerung des Zinnowweges, 50 Schritt (südöstlich) von der Krümmen-Lanke, da wo ein Fußweg, etwa von N. nach S., den Zinnowweg schneidet, am Berghang zwischen den Wurzeln hoher Kiefern, losgespült durch die starken Gewittergüsse, finden sich Scherben der voroslavischen Zeit. Die Ansiedlung, hier oder in der Nähe, war also schön gelegen, mit dem Blick auf den See. Jedenfalls waren in der Nähe die Felder, wo jetzt Wald ist, ein damaliges Lichtenrade oder Lichtenfelde. Bei genauer Beobachtung würden sich wahrscheinlich auf den Höhen, die sich an der ehemaligen Seenkette durch den Grunewald entlang ziehen, Spuren von einer Anzahl germanischer Ansiedlungen nachweisen lassen.

11. Zwei vorgeschichtliche Scherben voroslavischer Zeit, innen mit eingedrückten Strichen sei es von der Fingerhaut oder sonstwie, gelblich von Farbe, mit größeren weißen Steinbißchen, von einem größeren Gefäß fand ich auf dem Gelände im Klein-Machnower Eichenwald (jetzt der Zehlendorf-Kl.-M. Baugesellschaft gehörig), südlich der Straße Zehlendorf—Klein-Machnow, und zwar in der Straße 11, 25 Schritt entfernt von der Ecke an der Straße 3, auf der Nordseite jener Straße, auf ihrem zukünftigen Bürgersteig. Hier ist der gewachsene Boden 1 Fuß tief abgegraben. W. v. Schulenburg.

Der frühere Tabaksbau in und bei Oderberg i./M. Von Heinrich Lange. Die beifolgenden Angaben sind Auszüge aus einem längeren Aufsatz „Oderberg seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts“, den unser fleißiges Mitglied und Vorsitzender unsers Zweigvereins „Verein für Heimatkunde zu Oderberg i./M. und Umgegend“ zu Anfang des Januar 1904 in der Oderberger Zeitung veröffentlicht hat, welche Auszüge wir schon aus dem Grunde abdrucken, weil dergleichen Mitteilungen über den Uckermärkischen Tabaksbau nur selten in weitere Kreise dringen.

Der Tabaksbau dürfte von allen Kulturpflanzen mit die meiste Arbeit erfordern. Dieselbe beginnt bei uns im April und endet, allerdings mit Unterbrechung und wenn die Trockenheit gut verläuft, im Dezember. Im April wurden die Beete (Tabakskutschen genannt) zur Aufnahme des Samens mit Fleiß und Sorgfalt hergerichtet. Dieselben wurden tief durchgegraben und reichlich gedüngt, wobei Pferdedung bevorzugt wurde und darauf geachtet, daß die Erde auf der Oberfläche sehr zerkleinert war. An den vier Seiten wurden die Beete durch Bretter eingefast und begrenzt und nun der Same, nachdem er 8—9 Tage angefeuchtet an warmen Orten aufbewahrt, gesät. Gegen Frostschaden wurden die jungen Pflänzchen durch Strohdecken gesichert, und in trockner Zeit mußte nach Bedarf die Gießkanne nachhelfen. Haben sich die Pflanzen auf den Beeten unter sorgsamer Pflege und Wartung genügend entwickelt, so werden sie nun auf den wohl zubereiteten Acker verpflanzt, was in der Zeit vor und nach Johanni geschieht. Dies Pflanzen ist eine beschwerliche Arbeit, die knieend verrichtet werden muß, nachdem für jede Pflanze mit einem Spaten das Erdreich gelockert worden. Ist gerade der Boden ausgetrocknet, so muß auch noch jede Pflanze begossen werden.

Wenn nun alle Arbeit wohl getan und das Tabakfeld gut bestellt ist, auch die notwendig gewordene Nachpflanzung besorgt, dann wurde mit der Hacke das Unkraut beseitigt und der Boden aufgelockert, welche Arbeit später noch öfter wiederholt werden mußte. War die Witterung für die Entwicklung der Pflanze günstig, d. h. löste sich warmer Sonnenschein mit Regen ab, dann schoß die Pflanze zusehends in die Höhe, woran sie gehindert werden mußte, denn nicht die Stengel-, sondern die Blattbildung war die Hauptsache und brachte den lohnenden Gewinn. Zu diesem Zweck wurde der Kopf oder die Krone ausgebrochen, d. h. der Tabak wurde geköpft.

Nach dem Köpfen trat die Blattbildung so üppig hervor, daß durch Entfernung der Neben- oder Unterblätter für die eigentlichen Gewinnblätter das sind diejenigen, die in den Handel gebracht werden sollten, eine Ent-

lastung eintreten mußte. Auch diese Arbeit, die man Giezen nannte, mußte öfter wiederholt werden; der dabei gewonnene Giez wurde getrocknet und verkauft, war aber minderwertig. Dasselbe geschah auch mit den unten am Stamme befindlichen trockenen Blättern, den sogenannten Sandblättern. Wenn der Tabak, wie die Alten sagten, „die Erntewagen klappern hört, dann wächst er noch tüchtig“, wenn er diese Zeit hinter sich hatte, wurde auch meistens nach der Ernte, also Ende August und Anfangs September, mit dem Abbrechen oder Bladen, wie es genannt wurde, begonnen. Die großen schönen Blätter wurden abgebrochen, in Bündel gebunden und heimgebracht. Es begann nun eine recht mühsame und langwierige Arbeit, das Aufziehen und Aufhängen zum Trocknen, wozu alle arbeitsfähigen Familienmitglieder herangezogen wurden. Mit einer fußlangen etwas breiten Nadel wurde der dicke Blattstiel am Ende durchstoßen und so Blatt an Blatt auf einen, in der Wirtschaft selbst gesponnenen Faden, auch Schnur genannt, aufgereiht. Die Schnüre waren je nach dem Trockenraum von verschiedener Länge. War man mit dem Aufziehen fertig, dann wurden die einzelnen Schnüre aufgehängt, wozu man die Böden in den Häusern, Ställen und Scheunen benutzte. Man sieht noch heute in alten Häusern die Sparren mit kleinen Holzpföcken versehen, an denen früher die Tabaksschnüre befestigt wurden. Die Trockenzeit dauerte je nach Beschaffenheit der Witterung bis in den Dezember hinein, wo dann die Schnüre abgenommen, der Tabak in größere Bunde gebunden und in den Handel gebracht wurde. Es erschienen nun Kaufleute aus Magdeburg und Burg, die den Tabak hier und aus den umliegenden Dörfern aufkauften, einige Bürger unserer Stadt fuhren mit ihrem Tabak direkt nach Berlin und verkauften ihn dort. Diese Reise dauerte in der Regel drei Tage. — Die Preise des Tabaks waren nicht nur abhängig von der Güte der Ware, sondern richteten sich auch nach dem Angebot und der Nachfrage. Der Preis des Zentners hielt sich zwischen 4 und 5 Taler. Geerntet wurden auf einem Morgen 7—8 und bei vorzüglicher Ernte auch wohl 10 Zentner. Der Morgen war mit 4 Taler Steuer belegt. Bemerkén will ich noch etwas über die Planteure. So nannte man Arbeiterfamilien, die bei den Ackerwirten von diesen zu bereite Ackerstücken erhielten, auf welchen sie Tabak für sich bauten. Den Erlös teilten sie mit dem Wirte. Dies Verfahren nannte man: den Tabak um die Hälfte bauen.

Auszüge aus Schriften betreffend Berliner Verhältnisse in den Jahren 1804—1816. (Aus den Sammelkästen des Märkischen Museums.) A. Beleuchtung der vertrauten Briefe über Frankreich des Herrn J. F. Reichardt-Berlin bei Joh. Wilh. Schmidt 1804*).

S. 182—185. „Diese Parade wird uns immer als das prachtvollste heroische Schauspiel unseres Welttheils geschildert. Wer indessen das mit dem Preußischen oder auch nur Oesterreichischen Maasstab hat messen gelernt, erwarte hier nicht zu viel. Man sieht viele Truppen, schöne Truppen, Glanz und pracht, allerdings, aber das meiste bey dem Motiv des Lobens, thut, daß man sich sagt: man sey in Paris, und sehe was so viele daheim

*) Die Französische Garde auf dem Marsfelde zu Paris. E. Fr.

nicht sähen u. s. w. Die Parade zu Potsdam ist eine ganz andere Sache, (wo beyläufig gesagt, das Lokale des Lustgartens weit schöner ist, als der Pariser Carousselplatz;) denn so was bis aufs geringste Detail in harmonische Ordnung zu bringen, versteht man nirgends so als bey uns. Die Preußische Fußgarde zählt schönere und bey weitem gleicher exercirte Leute, auch ist die Uebereinstimmung der glänzenden Uniformen weit richtiger berechnet. Die Preußische Garde zu Pferde läßt jede andere Cavallerie weit zurück. Jene Consular- (jetzige Kayser-) Garde, besteht aus Grenadiern zu Fuß, Grenadiern zu Pferd, Chasseurs, Husaren und Mamelucken. Die Grenadiere tragen die gewöhnliche Linieninfanterieuniform, blau mit weißen Klappen und rothen Aufschlägen, die nur durch Güte des Tuchs ausgezeichnet ist. Die zu Fuß einen breiten Schild vor der Bärenmütze, der bey den Reitern fehlt, die sonst gleich gekleidet sind, nur haben erstere zwey rothe Epauletten, und diese ein langes Achselband und ein Epaulett. Eine hohe rothe Feder verziert die Bärenmützen, der Officier ist nur durch goldene Epauletten ausgezeichnet. Es ist mithin keine glänzende Uniform. Man kann das als edle Simplizität rühmen, aber dann fällt die Montur der Generale, deren immer viele da sind, dagegen auf. Diese ist übermäßig mit Stickerei überladen, die jeder dazu nach seiner Phantasie verändern läßt. Am anstößigsten sind aber die bunten starkgalonirten Musikanten, und die abendtheuerlich befiederten und mit Tressen bedeckten Tambourmajors, die den Aufzügen wirklich etwas charlatanmäßiges geben. In der ganzen Französischen Armee ist freylich nichts so einförmig gekleidet, als diese Garde, aber der darauf geschärfte Blick sieht doch nur zu viel Mangelhaftes. Der ganz übereinstimmende Schnitt der Kleider fehlt, die Bandeliere hängen nicht egal, jedem Einzelnen wird zu viel erlaubt, seinen Anstand à son aise zu geben. Dem Vorbeimarsch fehlt männlicher exacter Gleichtritt, die Gewehre werden nicht perpendikulär getragen. An jungen schönen Officiers, die sich kokettheroisch schmücken, (um es so zu nennen) fehlt's; bei dieser Garde sind die meisten ältlich, und die wenigen jüngeren affectirt. Die Husaren und Chasseurs haben nur Camelhaarne Schnüre, das ist folglich nicht glänzend; die Mamelucken gewähren einen seltenen orientalischen Anblick, aber Uebereinstimmung ist da nicht. Das Ganze hat ein buntschäckig-theatralisches Ansehen, und die Grenadiere halten den Vergleich mit der Preußischen Leibgarde nicht aus, die Reiter noch weniger mit der Preußischen Garde du Corps oder den Gensdarmen (zwey solche Cavallerieregimenter als diese giebt's nirgends in Europa), die Husaren auch nicht mit der Ungarischen Nobelgarde in Wien. Denn die Franzosen sitzen in der Regel nicht so gut zu Pferde. Das erste hat die schönern Leute und Pferde; aber die Officiere der Gensdarmen waren ehemals in ihren glänzenden militärischen Equipirungen voraus. Seit der neuen Organisation der Garde du Corps hat man dort mit ihnen rivalisirt, die Garde du Corps-Officiers, größtentheils aus der Armee ausgesucht, und meistens Antinousgestalten, haben sich herrlich beritten gemacht und exzelliren im eigenen Ajüstement. Doch waren die Gensd'armofficiers, meistens reiche Leute aus den ersten Familien, von jeher im Besitz eines gewissen leichtstolzen überaus noblen Aairs, und des Bewußtseins, die brillantesten Officiers der Armee zu seyn, so

leicht nicht zu erreichen, und sie steckten, wie man sagt, bei einer Revue über 20,000 Thaler in neue Pferde, um ihren Glanz zu behaupten. Indessen hat natürlich der Wetteifer beyde Regimenter noch mehr gehoben, und je vielfältiger man fremde Truppen sah, je überzeugter ist der Ausspruch, daß sie nichts, nichts übertrifft. Es ist aber nicht blos diese äußere Schönheit. Das Regiment Gensd'armen brach bey Zorndorf in die Russischen Quarré's, und hieb mehreremal so lange nieder, bis man Appel mußte blasen lassen, um den Leuten nur einige Erholung zu gönnen, worauf sie immer wieder in den Feind stürzten, um seine Glieder zu vernichten. Und so bey mancher Gelegenheit. Von der Garde du Corps ist bekannt, wie oft sie sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet.“

(So verblendet war man bei uns in Bezug auf die Leistungsfähigkeit des französischen bzw. des preußischen Heeres kurz vor dem Zusammenbruch unserer bewaffneten Macht bei Jena und Auerstedt. E. Fr.)

S. 60. „Das Baudepartement zu Berlin (oder Hof-Bauamt) begeht die äußersten Versündigungen, wenn es neuere Gebäude gegen ältere aufstellt, wo eins der Tadel des andern ist. Zu dem unzumuthlichsten was je geschah, gehört die Aufführung des Marienthurms im Gothischen Geschmack. Zudem da dieser so gerieth, daß, Erwin von Steinheim will ich nicht einmal sagen, nein der Erbauer der Prenzlauer Hauptkirche, wenn er von einem Dorf darauf hinschauen könnte, in Verzuckungen gerathen müßte“

(Die gothisierende Spitze des Thurms der hiesigen St. Marienkirche ist allerdings nur dekorativ wirkend und gegen die Regeln des mittelalterlichen Baustils, namentlich des eigentlichen Hauptbaus der Kirche aufgeführt. Dennoch ist die Fernwirkung, wie man insbesondere seit Herstellung der Kaiser Wilhelm-Straße erkannt, namentlich von der Kaiser Wilhelm-Brücke aus gesehen, eine recht malerische, das Auge befriedigende. E. Fr.)

B. Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807—1809. Her. v. I. F. Reichhardt. Neue Auflage. Leipzig u. Altenburg. F. A. Brockhaus 1816.

S. 81—83. „Die Erscheinung der kolossalen Pyramiden in den egyptischen Sandwüsten kann dem Wanderer kaum auffallender sein, als diese imposante Königsstadt mitten in dem öden traurigen Sandlande. Welch ein Weg von Memel bis vor die Thore Berlins, in einer Strecke von mehr als hundert Meilen! der auch nach allen Seiten, so weit die Mark reicht, nach Mecklenburg, nach Ober- und Niedersachsen hin, immer so fortgehen soll. Und Welch ein contrastirender Anblick, so bald man in die eigentliche Stadt kommt! Noch dicht vor der Stadt erwartet man, nach den stinkenden Straßenkothhaufen, die hier gewöhnlich ganz in der Nähe der Stadt abgeladen werden, und nach den zum Theil ungepflasterten Straßen der Vorstädte, voll tiefer Löcher und stinkender Pfützen und Lachen eine dem traurigen Lande gemäße Hauptstadt. Hat man aber nur den ersten großen Platz vor dem inneren Königsthore erreicht, und man fährt dann die wohlgebaute, von bürgerlichem Gewerbe belebte Königsstraße entlang, über den Schloßplatz, den Opernplatz, nach der schönen Straße mit der herrlichen Lindenpromenade; so wächst das angenehme Staunen fast mit jedem Schritte.

Die Linden hatten mich schon nach der Beschreibung gereizt und bestimmt in ihren Schatten meinen Gasthof zu wählen. Seine Benennung mag auch das Seinige dazu beigetragen haben. Wenn er aber auch gleich seinem Schilde: Hôtel de Russie und seinem strahlenden Bilde der Sonne nicht ganz entspricht, so ist es doch immer ein guter Gasthof, und gegen die schmutzigen Wirtshäuser in Königsberg und Danzig, vor denen mir noch ekelt, ein wahres Hotel. Vielen Reisenden läßt ihn schon die reizende Lage allein den bessern Gasthöfen vorziehen, die weniger vortheilhaft gelegen sind, deren Table d'hôte man aber gerne besucht, besonders im goldenen Adler, an dem auch nicht zu verachtenden stattlich bebauten Dähnhofer Platz gelegen, und in der Stadt Paris, der aber in einer engen traurigen Straße, wiewohl nahe dem Schlosse, liegt. Auf französische Art eingerichtete Restaurateurhäuser haben in der letzten Zeit die Zahl der öffentlichen Speiseorte und den Luxus der Tafel ansehnlich vermehrt. Man ißt da häufig für 3 bis 4 Thaler die Person, obwohl man auch für einen Thaler satt werden kann.“

S. 87—88. „So ist auch des großen Friedrichs Bauart ein wahrer Typus für seine Geschmacklosigkeit in der Kunst und für sein Bestreben die Hauptstadt, wie im Ganzen den Staat überhaupt zu einer unbasirten Größe zu erheben, und mit trügendem Scheine auszuschmücken. Auch er bediente sich des holländischen Baumeisters Baumann, den sein Vater ihm hinterließ, um nur höhere, drei bis vierstöckige, besser in die Augen fallende Häuser, ohne schöne, oft auch ohne richtige Verhältnisse, voll widerlicher, unpaßlicher Verzierungen, in Menge aufzuführen. Nirgend ist da Zusammenstimmung und vollendete Ausführung; schlechte Fenster, schlechte Thüren, elende Treppen in Häusern vom größten, äußern Ansehen. Nie hat Friedrich wohl das Innere eines solchen Hauses betreten; ihm genügte, wenn er durch die schnurgeraden Straßen ritt, an den langen Reihen, glänzend in die Augen fallender Facaden, die er selbst in Masse, straßenweise, oft gegen den Wunsch und Willen einzelner Hauseigenthümer, neu aufführen ließ. Seine hohe Klugheit, die ihn nie verließ, schonte denn auch wohl wieder einige Häuser widerständiger alter Jungfern und Wittwen, die lieber ihr altes trocknes Haus, in welchen sie den Schnecken gleich heimisch waren, behalten wollten, und ohne Scheu klagend laut wurden über den gewaltsam aufgedrungenen Bau, der sie nur in ihrer Ruhe störte.“

S. 96—98. „Das Hauptmonument, welches während der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten in Berlin errichtet ward, galt ihm selbst. Es war das Brandenburger Thor, am Ende der Linden, aus welchem man gleich in den Thiergarten tritt, von Langhans nach einem Thore zu Athen erbaut, und die aus Eisenblech geschlagene colossale Victoria über dem Thore. Eine Erfindung der damaligen Geliebten des Königs, der Fräulein von Voß, nachmalige Gräfin von Ingenheim, die in dem siegreich rückkehrenden Theseus, der eben das Meerungeheuer überwunden hatte, den Sieg ihres königlichen Geliebten, durch den Herzog von Braunschweig und einige Husarenregimenter, über die armen überlisteten batavischen Sumpfbewohner erfochten, öffentlich gefeiert sehen wollte. Zu gleicher Zeit mußten

der Hofdichter und Capellmeister denselben Gegenstand in der italienischen Oper *Andromeda* bearbeiten.

So ahnte der Großonkel auch wieder den ruhmsüchtigen französischen Ludwig auf seine Art nach. Was den siegreichen Feind der letzten Zeit, der bei sich zu Hause im Besitze der größten Kunstschatze der alten und modernen Welt ist, bewogen haben kann, dieses große Stück Klempnerarbeit als Trophée mit sich wegzuführen, ist nicht leicht zu errathen. Man sagt, die Gier des Meisters nach der Ehre, sein Werk in Paris aufgestellt zu sehen, habe selbst dazu beigetragen, indem er die Besorgung der Herabnahme der colossalen Masse übernahm, zu welcher sich kein patriotisch gesinnter Handwerker der Stadt verstehen wollte.“

Oderberg i/M. im letzten halben Jahrhundert. Vortrag, gehalten im Verein für Heimatkunde von Herrn Lehrer em. Heinrich Lange. (Nach Mitteilungen in der Oderberger Zeitung März 1903.)

Ich habe mir dies Thema gewählt, um Tatsachen und Ereignisse, die sich während dieser langen Zeit in unserer Stadt und Umgegend zugetragen und deren Augen- und Ohrenzeuge ich gewesen, sowie solche Geschehnisse, die mir von glaubwürdiger Seite zugetragen sind, niederzuschreiben und in mehreren Vorträgen der Jetztwelt zu überliefern.

Als ich Oderberg zum ersten Male sahe und besuchte, es war am Martini Markte 1847, ahnte ich nicht, daß dies Städtchen nach einem halben Jahre meine zweite Heimat werden und ich im wundervollen Monat Mai des folgenden Jahres als wohlbestallter 6. Lehrer an der Stadtschule einziehen sollte. Das Gehalt der jüngsten Lehrerstellen betrug jährlich 150 Taler. Wenn auch nur gering, so gab es doch noch Städte in der Mark, deren untere Lehrerstellen geringer dotiert waren. Ich war glücklich, wurde seßhaft und bereue es nicht, denn das Gehalt hatte sich nach langen Jahren und bis zu meinem Abgange 1897 um das $5\frac{1}{2}$ fache vermehrt, ein riesiger Fortschritt. Selbstverständlich wünsche ich meinen jungen Kollegen nach 50jähriger Dienstzeit ein gleiches Schicksal.

1. Die Märkte. Doch nun zurück zu meinem ersten Besuch. Der Eindruck, den die Stadt auf mich machte, wurde meist verwischt durch den überaus großen Markttrubel und verhinderte auch eine genaue Besichtigung der Stadt. Ein Kollege führte mich auf den damaligen Stügemannschen, jetzt Thieleckeschen Berg, wo sich mir ein Anblick bot, den ich nie vergessen werde und der in den nachfolgenden Jahren sich leider öfter wiederholte. Es war die Überschwemmung der Oder. Sie wälzte ungebändigt ihr Wasser von der Stadt bis zum Neuenhagener Wald. Ungezählte Heuhaufen, die auf 5 und mehr Fuß aus dem Wasser hervorragenden Pfählen sogen. Mieten aufgesetzt waren, dazwischen alte Weidenbäume und Sträucher, gaben der ruhelosen Wasserfläche ein eigentümliches Bild, welches noch belebt wurde durch die mit schwellenden Segeln dahinfahrenden Schiffe. Die Verbindung Oderbergs mit dem jenseitigen Ufer geschah bei Hochwasser täglich dreimal. Heute die Brücke, welch ein Fortschritt! Diese Änderung verdanken wir der Verwallung, welches Thema ich in einem späteren Vortrag bringen werde.

Oderberg hat jährlich 4 Märkte. Der 1., Frühlingsmarkt, fällt auf Montag nach Oculi, der 2., Johannimarkt, auf Montag nach Viti, der 3., Michaelismarkt, auf Montag nach Marien Geburt, der 4., Martinimarkt, auf Montag nach Martini. Die Märkte fallen immer auf einen bestimmten Wochentag, aber nie auf ein bestimmtes Datum. Die Märkte sind jetzt, wohl der Sonntagsheiligung wegen auf den Dienstag verlegt. Früher waren die Märkte ungemein belebt; Krämer kamen nicht nur aus den Nachbarstädten, sondern auch aus weiter entlegenen Orten hier an, während das Landvolk in großen Haufen als Käufer herbeiströmte. Vier Budenreihen eng aneinander gereiht sah man auf dem Marktplatze, zwei Reihen, vom Marktplatze bis zur Osterloffschen, jetzt Grantzowschen Brauerei in der Berlinerstraße und ebenso zwei Reihen bis zur Apotheke vorbei in der Angermünderstraße. Wo die Budenreihen aufhörten, hatte man die Krämerwagen aufgefahren bis zur Stadt hinaus. Das Zeichen zur Eröffnung des Marktgeschäftes wurde um 11 Uhr durch Läuten vom Turme gegeben. Nun erst begann das Geschäft und dauerte ununterbrochen bis an den Abend, wo dann die Käufer mit Paketen wohlbeladen heimwärts zogen. Jetzt hat sich das gewaltig geändert, der Handel, das Kaufmannsgeschäft in seinen verschiedenen Zweigen und der Handwerkerstand, haben jedes Dorf erobert und decken die Bedürfnisse der Bewohner. Die Dörfer sind von den Städten weit unabhängiger wie früher, und darin liegt es auch, daß das Marktgeschäft auf Null herabgesunken ist und oft nicht mehr die Reisekosten des Krämers deckt.

Ehe ich aber dieß Thema verlasse, möchte ich doch noch an etwas erinnern, was an Markttagen in Dorf und Stadt zur Mode und Sitte geworden war. In den nahegelegenen Dörfern fielen an diesem Tage die Schulen aus. Ob dies gesetzlich begründet war, vermag ich nicht zu sagen, wohl aber weiß ich, daß die Lehrer sich hier ein Stelldichein gaben und daß auch viele Schüler und Schülerinnen mit ihren Eltern zu Märkte kamen. In der Stadt waren sogar 2 Tage Ferien, denn der Dienstag galt als kleiner Markt und wurde auch gefeiert. In der schönen Jahreszeit und bei gutem Wetter wurden mit den Kindern am Dienstag öfter Landpartien gemacht. Außer den beiden Ferientagen erhielten die Lehrer von den Kindern der bessergestellten Eltern — Marktgeld. Ich vermag nicht anzugeben, ob hierzu eine Verpflichtung der Geber vorlag, auch darüber nicht, ob alle eine gleiche Gabe bringen mußten. Ich, als Lehrer der Klein- oder Armenschule, habe nur einmal Gelegenheit gehabt, die mir angebotenen Münzen in schonendster Weise dankend abzulehnen. Diese Sitte des Marktgeldgebens hatte für Geber und Nehmer die bedenklichsten Schattenseiten und gab oft zu widerlichem Gerede Veranlassung. In aner kennenswerter Weise hob der Magistrat 1855 die Erhebung des Marktgeldes auf und gewährte jedem Lehrer als Entschädigung eine jährliche Zulage von 8 Taler — meine erste Gehaltserhöhung. Im Jahre 1858 wurde der Dienstag als Ferientag gestrichen und in den letzten Jahren angeordnet, daß am Markttage Schule zu halten sei. So waren also acht Unterrichtstage auf das Jahr der Schule zurückgegeben, mit welchem Erfolg, vermag ich nicht zu sagen. Auch die Landschulen haben die Marktferien eingebüßt. — Um Ruhe und Ordnung an den Markttagen zu sichern, war eine sogenannte Marktwache eingerichtet. Sie bestand

aus dem städtischen Polizeidiener, dem 4, auch mehr bewaffnete Bürger zur Unterstützung beigegeben waren. Sie verwalteten ihr Amt mit Gewissenhaftigkeit und Treue, und sind größere Unruhen und Auftritte niemals vorgekommen. Später trat die Gendarmerie auf.

2. Lage der Stadt. Die Stadt Oderberg, früher zum Ober-Barnim gehörig, ist jetzt die südlichste Stadt des Kreises Angermünde. Sie ist auf drei Seiten von höheren Bergzügen eingeschlossen, während auf der vierten Seite die Oder die Grenze bildet. Verschiedene Wahrnehmungen, die man namentlich bei Neubauten von Häusern macht, zeigen bei Anlegung der Fundamente einen morastigen Untergrund und lassen den Schluß als berechtigt erscheinen, daß der Baugrund der heutigen Stadt einst unter Wasser gestanden; nur der Oberkietz dürfte hiervon eine Ausnahme machen und daher als erste Ansiedelung der Stadt zu betrachten sein. Der Name Kietz deutet auf wendischen Ursprung. Über die eigentümliche Lage der Stadt geben die Touristen aus der Residenz ihr Erstaunen in den Ausrufen kund: „So nahe bei Berlin und man kennt dies Bergstädtchen nicht!“

3. Die Straßen und Plätze der Stadt. Oderberg hatte 1848 ungefähr 2000 Einwohner, die in vier Straßen und einigen Nebengassen wohnten, heute hat es über 4000 Einwohner und eine bedeutende neue Straße am jenseitigen Oderufer, so daß man wohl von einer Alt- und Neustadt reden kann. Die Straßen der Altstadt sind weder breit noch gerade, sondern schmal und bogenförmig, was wohl in der Bodenbeschaffenheit seinen Grund haben mag. Empfindlich vermißt werden noch immer die ordentlichen Herstellungen der Bürgersteige, sowie das Fehlen der Straßenschilder. Wenn die Beseitigung des ersten Übelstandes mit größeren Kosten verbunden ist, so dürfte dies im letzteren Falle nicht zutreffen, denn der Kostenbetrag für die Straßenschilder kann kein allzu großer sein. Bis in die Neuzeit war noch ein einziges Schild vorhanden und zwar am Giebel des umgebauten Sauerischen Hauses in der Angermünderstraße, dasselbe trug die stolze Aufschrift: Rittergasse. Wie wünschenswert, ja notwendig die öffentliche Bezeichnung der Straßen ist, sieht man so recht zur Zeit der Militär-Einquartierung und bei großem Fremdenverkehr. Wie schwer wird es oft dem, von langem Marsch ermüdeten Soldaten, sein Quartier zu finden, und dem Fremden, einen Freund in der oder der Straße aufzusuchen. — Mit den richtigen Bezeichnungen der Hausnummern soll auch noch vieles zu wünschen übrig bleiben und dürfte es doch wohl eigentümlich erscheinen, wenn zur nähern Bezeichnung einer einzigen Ziffernummer als Aushilfe fast das halbe Alphabet genommen werden muß. Baldige Abhilfe wäre auch hier erwünscht. (Schluß folgt.)

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.